

**Zeitschrift:** Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 49 (1970)  
**Heft:** 5

**Buchbesprechung:** Auf Trab gehalten

**Autor:** Blöcker, Monika [i.e. Monica]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gang ein wenig, und nur 14 Prozent geht er wirklich ab. 68 Prozent sind aber der Meinung, dass sich unter Pompidou nicht viel geändert hat. Für den Fall einer neuen politischen Krise erklären 66 Prozent ausdrücklich, eine Wiederkehr de Gaulles sei unerwünscht. Weitere heikle Fragen wurden nicht gestellt.

*Dr. Monika Blöcker*

## **Auf Trab gehalten**

Bücher werden Modeartikeln immer ähnlicher. Schnell produziert, wie andere Konsumgüter durch Reklame verlockend gemacht, werden sie, ob wertvoll oder wertlos, an den Mann gebracht. In der nächsten Saison sind sie gewöhnlich vergessen. Das einzelne Werk geht in der ständig anschwellenden Flut der neuen Titel unter. Immer seltener erlebt ein guter Roman eine zweite Auflage, ein sehenswertes Theaterstück eine Reprise, während unzählige fragwürdige neue Arbeiten angeboten werden; Neuheit scheint zu einer Qualität für sich, zum ausschlaggebenden Kriterium geworden zu sein.

Um so nachdrücklicher ist daher auf ein Meisterwerk hinzuweisen, das zum zweiten Male auf deutsch erscheint: *Ralph Ellison*, «*Unsichtbar*». (Übersetzt von Georg Goyert. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. Main 1969.) Wir verdanken den Nachdruck, wie der Umschlag mit der geballten Faust, dem Gruss der militanten Schwarzen, zeigt, der Spekulation auf das liberale Interesse an der farbigen Minderheit in den Vereinigten Staaten. Diese Art von Propaganda könnte einem Missverständnis Vorschub leisten. Bei «*Unsichtbar*» geht es um mehr als nur um die Geschichte eines jungen Negers; den engen Rahmen eines Heimatromans hat Ellison gesprengt. Die politische Sphäre nimmt zwar grossen Raum ein; sie bildet aber bloss eine der Ebenen des vielschichtigen Geschehens. Ellisons Werk ist Dostojewskijs Romanen vergleichbar, die nicht nur ein überscharf gezeichnetes Bild der russischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts bieten, sondern mit unübertroffener Intensität allgemein menschliche Probleme darstellen und daher auch uns, die wir in einer ganz anderen Sozietät leben, etwas zu sagen haben. Ellisons vorsichtige Schlussfrage: «Könnte es nicht sein, dass ich, nur auf anderer Welle, auch für euch spreche?» ist sicher zu bejahen.

Geschildert wird in «*Unsichtbar*» die Entwicklung eines ehrgeizigen jungen Menschen, der an die Ideale glaubt, die von seinen Lehrern verkündet worden sind, und hofft, durch Anpassung und Fleiss eine angesehenere Stellung erreichen zu können. In seiner Unschuld oder Naivität verschliesst er beharrlich die Augen vor der Wirklichkeit, bis sie ihm gewaltsam geöffnet werden. Getrieben durch eine Welt, die einem Alptraum

gleicht, wo Inzeste belohnt werden und Weise im Irrenhaus landen, wo Empfehlungsbriefe ein Verdammungsurteil enthalten, wo Liebe Vergewaltigung bedeutet und wo ein mit Schild und Speer bewaffneter Afrikaner eine Attacke gegen Polizisten mit Maschinengewehren reitet, verliert er Stück um Stück seine Illusionen. Der verehrte Schulleiter entpuppt sich als zynischer Machthaber, die Arbeit in einer Farbenfabrik endet mit einer Gehirnwäsche, und die Bruderschaft, die ihm eine scheinbar sinnvolle Betätigung verschafft hat, zerstört, mit ideologischer Blindheit geschlagen, absichtlich die auf ihren Befehl aufgebaute Hilfsorganisation. Wütend sieht der Junge ein, dass er, auch als er überzeugt war, völlig selbständig zu handeln, wie eine aufgezoogene Puppe vorgeschriebene Bewegungen ausführte. Rinehart der Unsichtbare, der gleichzeitig Schmuggler, Spieler, Erpresser, Liebhaber und Geistlicher ist, scheint sich allein in der korrupten Gesellschaft behaupten zu können, denn er verhält sich ihren wirklichen Normen gemäss. Aber auch der letzte Versuch, ein Rinehart zu werden, misslingt. Benommen taumelt der geschlagene Held durch Harlem, in dem der von ihm provozierte Aufruhr tobt, und fällt, auf der Flucht vor Angreifern, in einen Kohlenkeller, wo er nicht mehr zu sehen ist. Er richtet sich im Verborgenen ein, um ungestört über die Krankheit, wie er sein Scheitern selbst nennt, nachdenken zu können. Hungrig nach Licht, nach Erkenntnis bringt er immer mehr Glühbirnen in seinem unterirdischen Zufluchtsort an. Der Roman ist Beleg und Produkt des befreienden Erkenntnisprozesses.

Spürt bloss der Schwarze, der Nachkomme von Sklaven, dem ungefragt als Erbteil das Dienen zugewiesen wird, die Entfremdung, die der Dichter als Seelenkrankheit bezeichnet? Ist es nicht die Krankheit unserer Epoche, an der und unter der wir alle leiden? Im Zeitalter programmierten Verhaltens muss sich der einzelne verzweifelt wehren, will er seine Identität bewahren. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind gestört; der Mensch wird mehr denn je als Ware betrachtet und behandelt. Zu Beginn seines Romans schildert der Dichter das Phänomen: «Ich bin ein wirklicher Mensch, aus Fleisch und Knochen, aus Nerven und Flüssigkeit – und man könnte vielleicht sogar sagen, dass ich Verstand habe. Aber trotzdem bin ich unsichtbar – weil man mich einfach nicht sehen will. Wie die körperlosen Köpfe, die man manchmal auf Jahrmärkten sieht, als wäre ich von erbarmungslosen Zerrspiegeln umgeben. Wer sich mir nähert, sieht nur meine Umgebung, sich selbst oder die Produkte seiner Phantasie – ja, alles sieht er, alles, nur mich nicht.»

Obwohl er eine Irrfahrt durch ein Reich bössartiger Schatten zum Thema hat, wirkt der Roman nicht bedrückend. Die Darstellung schockierender Ereignisse ist nicht Selbstzweck; durch die Optik des reinen Erzählers wird sie geläutert. Das erotisch-sadistische Treiben auf dem Herrenabend erregt nicht Ekel, sondern erschüttert; die ausführliche Schilderung des Inzestes durch den Schuldigen weckt ebensowenig billige Emotionen wie der

Augenzeugenbericht über die Ermordung des Bruders Tod Clifton. Jede der Episoden hat ihren bestimmten Stellenwert im Handlungsablauf. Jede veranschaulicht eines der essentiellen Erlebnisse des unterdrückten Volkes und bildet gleichzeitig eine Stufe in der Bewusstwerdung des Helden. Ein Epos rollt vor unseren Augen ab, dem wir gebannt folgen, ohne dass uns unsere Urteilskraft geraubt wird.

Dem inhaltlichen Reichtum entspricht die souveräne Beherrschung der erzählerischen Mittel. Das Werk ist kunstvoll aufgebaut: gleich am Anfang, der das Ende vorwegnimmt, werden in ein paar kurzen Szenen die wichtigsten Themen vorgeführt. Den Grundton der ganzen Geschichte gibt die Beschreibung des erbitterten Kampfes zwischen dem schwarzen Ich-Erzähler und einem weissen Passanten an. Zufällig aneinandergeraten, schlagen sie als Vertreter ihrer Rasse blindwütig aufeinander ein. Wie ein Leitmotiv durchzieht der Gegensatz schwarz-weiss, vielfach abgewandelt, den Roman. Optisches Weiss, das Haupterzeugnis der Farbenfabrik, erhält durch ein paar Tropfen pechschwarzen Lackes den letzten Glanz. Dem über die verschneiten Dächer Fliehenden folgt ein schwarzgekleideter Mann. Weiss dominiert in dem der Fabrik angeschlossenen Krankenhaus, wo die Persönlichkeit der Patienten gewaltsam verändert werden soll; sein dialektisches Gegenstück bildet der Schutz gewährende Kohlenkeller. Dank ihren polar entgegengesetzten Farben ziehen Kleinigkeiten unsere Aufmerksamkeit auf sich: nach einem der Hinweise auf den geheimnisvollen Rinehart bemerkt der Erzähler plötzlich, dass er schwarze Schuhe mit weissen Einsätzen trägt. Neben dieses einprägsame Motiv treten Bilder von archetypischer Gewalt wie die blendend helle Höhle oder das Schalten und Walten des schwarzen Maschinenmeisters im Untergeschoss der Farbenfabrik. Bei den Reden lässt der Autor seiner rhetorischen Begabung freien Lauf. Er kann jedes Register ziehen: der Schüler hält eine aus den üblichen Gemeinplätzen bestehende Festrede oder berauscht sich am blossen Wortgeklingel, der Parteisprecher versteht sein Publikum mit geschickt ausgewählten Argumenten zu fesseln und mit persönlichen Bekenntnissen hinzureissen, der Trauernde schliesslich hämmert am Sarge des Freundes scheinbar nüchtern den Zuhörern die bekannten Tatsachen ein. Seine verhaltene Gemütsbewegung breitet sich wie ein schwelendes Feuer aus. Einige Tage später steht Harlem in Flammen. Trotz der verführerischen Gabe bewahrt Ellison im Gegensatz etwa zu Günter Grass das Mass. Die Rhetorik überwuchert bei ihm nie den Stoff. Langatmige Reflexionen, von modernen Schriftstellern allzu oft als Pflichtübung betrachtet, fehlen. Der geschmeidige Glanz von Ellisons nuancenreicher Sprache ist in der Übersetzung leider verlorengegangen.

Ein so vielgestaltiger Roman lädt zu Deutungsversuchen aller Art ein. Mythologische Bezüge können herausgearbeitet, literarische Anspielungen aufgedeckt werden. Der symbolische Gehalt verleiht der Schilderung einer bunten Alltagswelt Gewicht. Die sinnlich lockende Oberfläche verbirgt

und erschliesst zugleich die tiefere Bedeutung. Hätte die Bezeichnung nicht den Beigeschmack von langweilig, so könnte man «Unsichtbar» ein klassisches Kunstwerk nennen. Der schwarze Dichter legt in seinem ersten, bisher einzigen Roman ein gültiges Zeugnis über unsere Zeit ab.

*Dr. Eugen Weber*

## **Gesellschaftskritik durch Klassiker-Aufführung**

(Zu der Aufführung von Goethes «Torquato Tasso» durch das Bremer Theater unter der Regie von Peter Stein.)

Bei den Diskussionen, die letzthin um das Schauspielhaus Zürich in der ganzen Schweiz geführt wurden, sind z. T. die gesellschaftskritischen Stücke und Dichter den Klassikern, als Träger des «reinen Kunst-Gedankens», entgegengestellt worden. Zu Unrecht! Denn bereits die Klassiker selber trieben, indem sie ihr Theater in den Dienst der «Erziehung des Menschengeschlechtes» stellen wollten, mittelbar Gesellschaftskritik. Darüberhinaus enthalten die Werke der Klassiker Elemente der unmittelbaren gesellschaftskritischen Aussage – man vergesse nicht, dass die Klassiker vom revolutionären «Sturm und Drang» her kamen . . .

Das wurde einem so recht bewusst bei der «Torquato-Tasso»-Gastaufführung des Bremer Theaters unter der Regie von Peter Stein in Zürich.

Ins Zentrum dieser Aufführung wurde die bei Goethe schlummernde, nunmehr hellwach gemachte Erkenntnis der *Entfremdung* des Menschen gestellt: Zunächst die Entfremdung der Feudalepoche zwischen dem Fürstenhofe des Herzogs von Ferrara und dem Dichter Tasso. Beide Seiten wollen diese Entfremdung überwinden, namentlich auch der Herzog – aber sie gelangen nur in eine neue, in die kapitalistische Form der Entfremdung: das Manuskript des grossen Werkes Tassos «Das befreite Jerusalem» wird vom Herzog als Ware behandelt, losgelöst von der Person des Dichters. Und der Hofmann und Diplomat Antonio bewertet den Menschen nach dem Werte von dessen äusserlich-nützlicher Leistung. Die Gräfin Leonore Sanvitale ersetzt Menschlichkeit durch Diplomatie. Die Prinzessin liebt Tasso, schafft aber um sich eine Barriere der Entfremdung aus Kraftlosigkeit, Ängstlichkeit, Traditionsbewusstsein und damit übersteigter Moralität. – Die Tragödie Tassos ist die Tragödie der Entfremdung des modernen Menschen, insbesondere des modernen Intellektuellen, das ist die kritische Feststellung der Steinschen Inszenierung.

Indem das Bremer Theater dies zeigen will, sprengt es den Rahmen einer herkömmlichen und «kulinarischen» Klassiker-Aufführung; es will mit